

PREDIGT HILDESHEIM, 12.n.Tr., 30.8.2009, Mk.7,31-37, St. Andreas

31 Und als er wieder fortging aus dem Gebiet von Tyrus, kam er durch Sidon an das Galiläische Meer, mitten in das Gebiet der Zehn Städte.

32 Und sie brachten zu ihm einen, der taub und stumm war, und baten ihn, daß er die Hand auf ihn lege.

33 Und er nahm ihn aus der Menge beiseite und legte ihm die Finger in die Ohren und berührte seine Zunge mit Speichel und

34 sah zum Himmel auf und seufzte und sprach: Hefata!, das heißt: tu dich auf!

35 Und sogleich taten sich seine Ohren auf, und die Fessel seiner Zunge löste sich, und er redete richtig.

36 Und er gebot ihnen, sie sollten's niemandem sagen. Je mehr er's aber verbot, desto mehr breiteten sie es aus.

37 Und sie wunderten sich über die Maßen und sprachen: Er hat alles wohl gemacht; die Tauben macht er hörend und die Sprachlosen redend.

Liebe Schwestern und Brüder,

eine drastische Geschichte. Alles sehr wuchtig und direkt. Typisch Markus, könnte man sagen. Der Mann, um den es geht, ist doppelt behindert – taub und stumm. Eine damals wie heute furchtbare Beeinträchtigung des Lebens, früher so etwas wie ein Untoter, der nur von den Almosen anderer Leute leben konnte und es oft genug nicht konnte. Jesus heilt ihn, in dem er einigermaßen unhygienische Dinge tut. Er fasst ihm in die Ohren, eine zwar symbolisch aufgeladene, aber eben auch ziemlich indezente Maßnahme. Sie müssen sich das nur sehr praktisch vorstellen, wenn Ihnen jemand zwei Finger in die Ohren steckt. Ganz zu schweigen davon, daß er danach seine Spucke auf die Zunge des Taubstummen aufträgt. Dann ist für unsere aseptische Gesellschaft endgültig Schluß. Bei uns haben einige schon Sorgen, daß wir uns beim Gemeinschaftskelch irgendeine Erkältung einfangen können – die damaligen haben mit ganz anderen Körperlichkeitskoeffizienten hantiert.

Jesus wird hier geschildert als ein Heiler, der sehr körperlich zu Werke geht. Der anfasst, Nähe sucht und vor dem Intimbereich des anderen nicht zürckschreckt. Kein Wunder, daß diese Geschichte von den anderen Evangelisten nicht übernommen wurde. Die hatten bereits etwas andere Vorstellungen von Jesu im Kopf und mochten diese archaische Berichterstattung, die sich der Evangelist Markus noch angelegen sein läßt, nicht teilen. Es gibt interessanterweise eine ganze Reihe von neutestamentlichen Handschriften, die genau diesen körperlichen Vorgang vielfach variieren, weil er so handgreiflich und phantasiebildend ist. Und, auch

darauf sei hingewiesen, die antike Literatur kennt ebenfalls viele solcher Heilungsgeschichten, in denen der Heiler an die kranken Organe fasst. Schönstes Beispiels vielleicht die Geschichte von Rabbi Chijja, der einem Patienten mit Zahnweh sprichwörtlich mit dem Finger auf den Zahn fühlt und ihn damit gesund macht.

Die Geschichte eignet sich gut, um nun eine Übertragung vorzunehmen. Das haben die Ausleger zu allen Zeiten so getan. Zunge und Ohren, die von Jesus wieder geöffnet werden, stehen für die Aufmerksamkeit, die durch den Glauben an Christus geschenkt werden. Er macht die Tauben hörend und die Sprachlosen redend. Er macht, so kann man angesichts der anderen Heilungsgeschichten aus den Evangelien fortfahren: die Lahmen gehend, die Blinden sehend, die Gekrümmten richtet er auf. Ganz so, wie es auch die Weissagung der alttestamentlichen Propheten vorhergesagt hat. Die Heilung, die sich mit dem Glauben verbindet, tritt mit diesen Wundertaten Jesu ins Werk, im direkten und im übertragenen Sinn.

Ich möchte heute morgen mit Ihnen einen etwas anderen Weg gehen und sozusagen schon etwas vorher, nämlich bei der Körperlichkeit dieser Heilungsgeschichte einen Augenblick stehen bleiben. Weil nämlich hier ein Impuls vorliegt, der uns als Christen und als Kirchengemeinde gut anstehen könnte.

Unser Körper ist und bleibt ein Intimbereich unseres Lebens, der uns von innen her wie sonst nichts prägt. Jede Verletzung, jede Versehrung, jede Behinderung dieses Körpers wirkt sich ja auf unser ganzes Menschsein aus. Und umgekehrt: jedes Quentchen Kraft, über das wir verfügen, jede sinnliche Wohltat und jedes gute Essen sind weit mehr als eine physische Randbedingung – sie treffen unsere Seele, unseren Geist, unsere innere Verfassung. Wir haben das vielfach vergessen und verdrängt. Die neuzeitliche Unterscheidung zwischen dem Geist und dem Körper hat uns weithin dazu gebracht, daß wir uns tatsächlich als Hard- und Software – Wesen verstehen, als Zwitter, wobei es wesentlich dem Charakter des jeweils Betroffenen zuzuschreiben ist, ob man sich als Hard- oder als Software Betreiber geriert und das jeweils andere vernachlässigt.

Allmählich kehrt das Bewusstsein zurück, daß an dieser Trennung auch viel Unglück hängt. Denn dies ist das entscheidende Faktum: wir *haben* nicht einen Körper, wir *sind* ein Körper. Wir *haben* nicht eine Physis, sondern wir *sind* diese Physis. Wir *verfügen* nicht über leibliche Ressourcen, sondern wir *sind* das alles selbst, höchstselbst. Ganz unabhängig davon, ob unsere leiblichen Daten den Standards unserer jeweiligen gesellschaftlichen Moden entsprechen oder nicht. In jeder Zelle unseres Körpers, im Zellkern jeder Zelle, steckt das Wissen um den Funktionszusammenhang unserer gesamten Existenz. Wir sind sozusagen in jedem unserer Teile ganz vorhanden. Man merkt das im Alltag an dem schlichten Vorgang, wenn

sich jemand über unseren Körper mokiert: zu dick, zu lang, zu hässlich, zu grob, zu behaart oder was auch immer, aber auch, wenn uns jemand in derselben Sache schmeichelt: schön, schlank, proportioniert. Das schütteln wir nicht ab, sondern das dringt in uns ein, weil wir diese Körper sind. Und noch eine ebenso schlichte Tatsache als Hinterlegung dieser Bemerkung: wir sterben dann und nur dann tatsächlich, wenn unser Leib stirbt. Alles beginnt und alles endet also mit dem Leib. Das ist sehr tief. Unser Körper hat sogar, das wissen wir inzwischen aus der Psychologie ebenso wie aus der klinischen Medizin, ein eigenes Gedächtnis. Er merkt sich, was mit uns geschieht. Möglicherweise merkt er sich sogar, was man über ihn sagt.

Natürlich haben die Menschen zu Jesu Zeiten diese ganzen wissenschaftlichen Zusammenhänge nicht benennen können. Aber sie wussten darum. Diese körperlich-indezent-zudringliche Heilung, die hier von Jesus berichtet wird, veranschaulicht ein Wissen und eine Kenntnis, die uns möglicherweise um vieles voraus sind. In einem programmatischen Satz könnte diese Kenntnis etwa so lauten: wenn der Glaube nicht körperlich wird, bleibt er wirkungslos. Wenn die Beziehung zu Gott nicht mein physisches Leben betrifft, bleibt sie der Grundlage meines Daseins äußerlich. Oder: was unsere Körper und unsere natürlichen Bedingungen des Lebens nicht berührt und erreicht, erlöst uns auch nicht. So haben es in einem anderen theologischen Kontext die alten alexandrinischen Theologen des 3. Jahrhunderts beschrieben: das, was von der Menschwerdung Gottes nicht berührt wird, was man davon ausschließt, das kann auch nicht vollendet werden. Nehmen wir es noch einmal anders: wenn Gottes Geist sich nicht in realen körperlichen, menschlichen und sinnlichen Bezügen bezeugt und finden läßt, bleibt er ein ätherisches Gespenst und eine theologische Abstraktion. Wenn sich unsere Frömmigkeit und unser Glaube nicht hineinbegeben in die Lust und die Not unserer körperlichen Verfassung, bleiben sie fruchtlos.

Darum mag ich dieses Bild so sehr gern: Jesus steckt dem Mann die Finger in die Ohren und spuckt ihm auf die Zunge. Widerlich eigentlich. Aber so fühlt der Taubstumme die Kraft. Er denkt sie nicht. So wird er sprichwörtlich angefasst und nicht nur angepredigt. Und so nimmt Jesus die Ausstattung des Menschen als Ebenbild Gottes ernst. Wen wir anfassen, der bekommt es mit Kraft zu tun, mit heilender, helfender, bergender und gestaltender Kraft.

Was bedeutet das für unser gemeindliches und persönliches Handeln? Ich möchte drei kleine Vorschläge machen, was damit sehr konkret verbunden sein könnte.

Erstens unser Umgang mit Krankheit und Verletzung. Wir gehen aus nahe liegenden Gründen eher vorsichtig mit solchen Informationen um. Es ist ja immer auch eine Gerechtigkeitsanzeige, wenn mehr als Grippe oder ein undramatischer Armbruch im Spiele

sind. Dennoch möchte ich ernsthaft anregen, daß wir gerade in solchen Fällen, wo jemand der Hilfe bedarf, das Auflegen der Hände und das Anrühren praktizieren. Es ist nicht lange her, daß eines unserer Gemeindeglieder genau danach gefragt hat, und ich halte es für eine gute Maßnahme, wenn wir in unseren Gottesdiensten die persönliche Segnung in unsere normalen gemeindlichen Handlungen aufnehmen. Platz und Zeit haben wir genug, und Not gibt es allemal in unseren Reihen. Niemand ist ja zeit seines Lebens verschont davon. Wir können die Kraft der Berührung im Namen des auferstandenen Herrn Jesus Christus nur unterschätzen. Außerdem, der Jakobusbrief empfiehlt es bei Krankheiten ganz ausdrücklich. Und wenn keine Heilung eintritt, ist darum noch nichts vergeben, es kommt vor allem darauf an, Gottes Kraft an die wunde Stelle meines körperlichen Daseins zu lenken.

Zweitens unsere Kultur der Gastfreundschaft, sozusagen die geistliche Umsetzung des Sprichwortes, daß die Liebe durch den Magen geht. Etwas erweitert: die Liebe zu den Menschen muß die Sinne berühren. Das betrifft Essen und Trinken, Gespräch und Gemeinschaft, äußere Gestalt und einladende Geste. Wenn wir unsere schöne große Kirche betrachten, so hinterläßt sie bei vielen Menschen immer noch den Eindruck, sie sei im wesentlichen groß und kalt. Nicht ganz falsch, aber schon gar nicht ganz richtig. Wir, die wir in der Kirche zuhause sind, sind aber nicht groß und kalt, und unsere Gemeinschaft ist es doch auch nicht, selbst wenn es immer wieder mal die üblichen Holprigkeiten gibt. Lassen Sie uns in den kommenden Monaten miteinander darüber nachdenken und darauf aufmerksam machen, wie wir unsere Kirche und unser gemeindliches Leben körperlicher, sinnlicher ehrlicher machen, wenn ich diesen missverständlichen Ausdruck einmal verwenden darf. Unseren Kirchenkaffee entwickeln, für alle Maßnahmen, die hier in der Kirche stattfinden. Auf Menschen zugehen, die wir nicht kennen. Die ungestalteten Räume nach und nach füllen mit Themen des Glaubens und der großen Taten Gottes.

Und drittens, wie in unserer Wundergeschichte: Menschen herbringen. Nicht warten, daß sie von sich aus kommen, sondern herbringen. Schon aufpassen, daß man dem Nachbarn in den besten Jahren nicht gerade den Kindergottesdienst empfiehlt, aber das wird kaum ein Hindernis sein. Herbringen und glauben, daß die Kraft Gottes, die in uns liegt und darauf wartet, Menschen zu helfen und ihnen Mut zu machen, auch von uns ausgeht und selber ihren segensreichen Weg macht.

Damit wir uns auch wundern und sprechen: er hat alles wohl gemacht; die Tauben macht er hörend und die Sprachlosen redend.

Amen.